



Weihnachtsmesse in Karakosch, Irak. Die Stadt liegt nahe Mossul in der Ninive-Ebene, der alten Heimat der Christen. Nach ihrer Vertreibung durch den IS kehren sie zurück. Viele sprechen eine Variante des Aramäischen, der Sprache Jesu

Frohbotschaft statt Drohbotschaft

Wenn die Kirche des Westens wieder lebendig werden will, muss sie auf die Urworte ihres Heilands hören – und der sprach Aramäisch. Eine Neujahrspredigt von FRANZ ALT

Nach meinen Jesus-Vorträgen werde ich oft gefragt: »Sind Sie eigentlich katholisch oder evangelisch?« Wenn ich dann sage: »Ich bin Jesuaner«, erlebe ich ungläubiges Staunen. Zur Begründung füge ich hinzu: »Der wunderbare junge Mann aus Nazareth ist mein Vorbild, nicht das, was Theologen 2000 Jahre lang aus ihm gemacht haben. Die wirkliche Reformation kommt weder aus Wittenberg noch aus Rom, sondern aus Nazareth.«

Was hat der historische Jesus aus Nazareth, der Aramäisch sprach, wirklich gesagt und getan? Warum waren die Menschen damals »verrückt« nach Jesus – wie der Evangelist Matthäus schreibt –, und warum werden heute die Kirchen immer leerer? Warum ist die Bibel das meistverkaufte Buch der Welt, der Bestseller aller Bestseller, wird aber kaum noch gelesen?

Ich versuche es mit einer persönlichen Antwort: Nach meinem Studium der katholischen Theologie wurden mir die liberale Theologie von Hans Küng, die politische Theologie von Johann Baptist Metz, die tiefenpsychologische Theologie von Eugen Drewermann sowie die feministische Theologie von Hanna Wolff, Christa Mulack und Dorothee Sölle wichtiger als die Kirchen-Theologie. Aber erst 2012 lernte ich den ursprünglichen Jesus kennen – durch die Schriften des evangelischen Theologen Günther Schwarz, eines Pastors, der 50 Jahre lang jeden Tag Aramäisch gelernt hatte, um Jesus in seiner Muttersprache besser zu verstehen. Erst durch ihn wurde mir klar, was an Jesus relevant bleibt.

Wenn ich einen japanischen Germanisten frage, in welcher Sprache er Goethe studiert, sagt er natürlich: In Deutsch. Wenn ich aber einen Theologie-Professor frage: In welcher Sprache studieren Sie Jesus?, sagt er: In Griechisch. Wenn ich dann entgegne: Jesus sprach aber Aramäisch!, bekomme ich zur Antwort: Die Evangelien sind nur in Griechisch überliefert. – Das ist falsch. Doch für die meisten Theologen scheint das Aramäische geradezu tabu. Warum? Weil es eine Sprache der Verfolgten ist?

Unbestreitbar war Aramäisch die Muttersprache Jesu, genauer ein galiläisches Westaramäisch. Dazu gibt es eine Reihe von Wörterbüchern, die jeder

Theologe benutzen kann. Außerdem gibt es im Talmud Aufzeichnungen in der Mundart Jesu. Weitere Quellen sind die Targumim, Übersetzungen alttestamentlicher Schriften ins Aramäische, und die altsyrischen Evangelien. Syrisch stand dem aramäischen Jesus-Dialekt sehr nahe. Allein in Deutschland leben heute über 80.000 syrische Christen, die diese Sprache immer noch sprechen. Für etwa 500.000 Menschen im Nahen Osten, vor allem in den Kurdengebieten Syriens und des Irak, ist das Neuaramäische Alltagssprache. Um 1915 lebten sogar noch über 100.000 christliche Aramäer in Ostanatolien; heute sind es in der gesamten Türkei nur noch wenige Tausend – eine Folge des Völkermordes, der neben den Armeniern auch Assyrier und Aramäer traf. Seit 1997 ist das Unterrichten der aramäischen Sprache in der Türkei verboten; ab 2014 wurden auch Aramäer durch den »Islamischen Staat« bedroht. Aramäisch sprechende Juden gibt es fast nur noch in Israel.

Fatal bleibt: Das heute kirchenoffizielle Neue Testament wurde aus dem Griechischen übersetzt, obwohl Jesus Aramäisch sprach. Der Unterschied zwischen Jesu Muttersprache aber und dem Griechischen damals ist etwa so groß wie heute der Unterschied zwischen Deutsch und Arabisch. Deshalb täten unsere Kirchen gut daran, den Jesus-Dialekt zu entdecken – wegen seiner ursprünglichen Wahrheit und seiner sprachlichen Schönheit. Der englische Aramäisch-Forscher Matthew Black sagt es so: »Der Eindruck, den Jesu Worte in Aramäisch machen, ist der von sorgfältig einstudierten Vorträgen im Stil Jesajas.« Jesaja aber war jener erste große Schriftprophet des Tanach, der den Israeliten nicht nur das Gottesgericht verhieß, sondern auch den ewigen Frieden und das Kommen des Messias.

Wenn die Worte nicht stimmen, ist die ganze Botschaft falsch. Deshalb war die Erkenntnis des Jesus-Forschers Günther Schwarz so brisant: Mehr als 50 Prozent aller Jesus-Wörter, die uns aus dem Griechischen überliefert sind, sind falsch übersetzt oder bewusst gefälscht. Schwarz (geboren 1928 in Hamburg, gestorben 2009) kam dem Ur-Jesu in über 50-jähriger Kleinarbeit auf die Spur. Er schrieb zu dem Thema 20 Bücher und über 100

wissenschaftliche Aufsätze. Als Grundlage benutzte er neben den oben genannten Quellen vor allem die Peschitta, die wichtigste Bibel des syrischen Christentums, deren syrisch-aramäische Handschriften aus dem 5. Jahrhundert stammen, deren Anfänge jedoch bis in das 1. Jahrhundert zurückreichen. Außerdem wusste er, dass alle Propheten der damaligen Zeit zu ihren Schülern in poetischer Versform sprachen, damit diese das Gesagte besser behalten und weitergeben konnten. Also übersetzte er alle überlieferten Jesus-Texte zurück in die aramäische Versform.

Für mich war diese Lektüre eine Offenbarung. Ein Beispiel aus dem Aramäischen hat inzwischen auch Papst Franziskus zum Umdenken gebracht, was die kirchenoffizielle Vaterunser-Bitte betrifft: »Und führe uns nicht in Versuchung«. Diese entspringt einem jesusfremden Gottesbild, denn hier wird Gott mit Satan, dem Versucher, verwechselt. Der Vater Jesu jedoch (aramäisch: *Abba*) wollte niemanden »versuchen«. Es ist bemerkenswert, dass Jesus seinen *Abba* kein einziges Mal als strafend, rächend, richtend, zürnend oder verdammend beschreibt. Dennoch wird die absurde Vaterunser-Bitte seit Jahrhunderten nachgeplappert. Papst Franziskus verwirft dieses Gottesbild in seinem soeben erschienenen Buch *Vaterunser*: »Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass Gott uns versucht.« In der Übersetzung aus dem Aramäischen, die Günther Schwarz vorschlug, lautete die Bitte: »Lass uns retten aus unserer Versuchung.« Ebenso sinnvoll ist der Franziskus-Vorschlag: »Und lass uns nicht allein in der Versuchung.«

Das Gottesbild einer Religion ist ja keine Nebenfrage, es ist die Hauptfrage. In Matthäus 10,34 zum Beispiel soll der Pazifist und Bergprediger Jesus gesagt haben: »Ich bin nicht gekommen, um Frieden zu bringen, sondern das Schwert.« So steht es in etwa 4,5 Milliarden Bibeln der Welt. Doch aus dem Aramäischen übersetzt Schwarz: »Ich bin nicht gekommen, um Kompromisse zu machen, sondern um Streitgespräche zu führen.« Das passt zu Jesu Lehre der Gewaltfreiheit.

Zu den folgenschwersten Abweichungen der »griechischen Bibel« vom aramäischen Original gehört wohl die berühmte Stelle über den Apostel Petrus: Er sei der Fels, auf den der Herr seine Kirche

baue. Doch auf Aramäisch berichtet der Evangelist Matthäus, Gott habe dieses Wort direkt an Jesus gerichtet: »Dies ist er, mein Sohn, mein Einzigartiger. Er, an dem mein Selbst Wohlgefallen hat. Gehorcht ihm! Denn er ist der Fels, auf diesen Felsen werde ich meinen Tempel bauen [...]. Ihm werde ich die Schlüssel geben zur Himmelsherrschaft. Wem er zuschließen wird – ihm soll zugeschlossen sein. Und wem er aufschließen wird – ihm soll aufgeschlossen sein.« Aus einem Himmelswort an Jesus wurde also ein Jesus-Wort an Petrus gemacht, auf dem dann das Papsttum aufbaute. Somit fußt die ganze Kirche auf einer Fälschung. Selbst Papst Franziskus scheint das erkannt zu haben, er erklärte am 22. Februar 2018, nicht Petrus sei der »Fels«, sondern Jesus.

Am Ende seiner Aramäisch-Studien kam Günther Schwarz zu dem erschütternden Fazit: »Was die Christen glauben, Jesus lehrte es nicht! Und was Jesus lehrte, die Christen wissen es nicht.« Auch ich habe für mein Theologie-Studium das Latein-, Griechisch- und Hebräisch-Abitur gebraucht, aber nicht das Aramäisch-Abitur.

Im Johannes-Evangelium sagt Jesus in seiner Muttersprache: »Wenn ihr bei meinen Worten beharren würdet, so würdet ihr in Wahrheit meine Schüler, und ihr würdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit würde euch frei machen.« Es wird also Zeit, dass die Christen bei diesem Jesus in die Schule gehen und die Kirchen zu ihm zurückfinden. Anders finden sie auch nicht zur Einheit, sondern werden ewig um Worte streiten.

Jahr für Jahr treten in Deutschland eine halbe Million Christen aus den Kirchen aus. Wenn es Kirchen in Zukunft überhaupt noch geben soll, dann müssen sie sich an der Quelle orientieren. Nur an der Quelle eines Flusses gibt es reines Wasser, und die gemeinsame Quelle bleibt Jesus. Seine Worte sind häufig irritierend, aber immer erfrischend wie die Fresken von Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle nach ihrer Restauration.

Ich glaube, leere Kirchen heute haben ihre Ursache auch in der »griechischen Lehre« über den Heiland. Obwohl der aramäische Jesus niemanden ausgrenzte, ließen die Kirchen den griechischen Jesus

sagen: »Wer nicht für mich ist, ist gegen mich.« Aus einer Frohbotschaft wurde eine Drohbotschaft, aus heilsamen Angeboten wurden moralisierende Gebote, aus jesuanischem Vertrauen in die menschliche Freiheit wurde ein Zwang zum Kirchenglauben. Der junge Mann aus Nazareth wollte den Menschen zeigen, wie man menschlich lebt. Er brachte eine Werterevolution, die eine Weltrevolution war, doch die Kirchen verlegten sich auf Zwangsmissionierung und Besserwissererei. So verlor das Christentum an Glaubwürdigkeit: Nach der Aufklärung blieben die Arbeiter weg, im 20. Jahrhundert die Frauen, heute gehen die meisten Jugendlichen gar nicht erst hin.

Jesus ja, Kirche nein? Günther Schwarz hatte seine Forschungsergebnisse über den aramäischen Jesus an alle deutschen Bischöfinnen und Bischöfe geschickt. Reaktion: null. Das machte mich wütend, und so schrieb ich drei Bücher über Jesus, wie er wirklich war: ein Freund der Frauen und der Kinder, ein Freund der Armen und der Tiere, ein Freund der Suchenden und nicht der Selbstgerechten. Ich nenne ihn auch den ersten neuen Mann, weil er Männliches und Weibliches lebte. Doch die großen Männerkirchen haben den Frauenfreund Jesus (und damit die Frauen) klein gemacht. Aus seiner Gefährtin Maria Magdalena wurde eine Prostituierte, bis endlich Papst Franziskus kam und erklärte: »Maria Magdalena war die Apostelin der Apostel!«

Jesus verkündete das Reich Gottes, aber es kam die jesuferne Kirche. Und in Vergessenheit geriet, dass das Göttlichste an Gott die Liebe ist. Meine Neujahrsworte an die Bischöfe und an den Papst lauteten deshalb, das Neue Testament endlich von Aramäisch-Gelehrten rückübersetzen zu lassen. Denn die Welt braucht eine Jesus-Renaissance. Für Jesus ist Gott die Liebe in Person. Und für mich ist Jesus – vielleicht neben Buddha – der wundervollste Mensch der Weltgeschichte. Er kennt nur eine Religion: ein gutes menschliches Herz.

Franz Alt, 80, ist Journalist und Buchautor. Bekannt wurde er als Moderator des Fernsehmagazins »Report«. Zuletzt erschien von ihm »Was Jesus wirklich gesagt hat« und »Die 100 wichtigsten Worte Jesu« (Gütersloher Verlagshaus)

Skandale verschweigen hilft nicht

Der Sprecher des Papstes und seine Stellvertreterin quittierten am Silvestertag ihren Dienst. Warum? von EVELYN FINGER

Wer Pressesprecher werden und wissen will, wie man es nicht macht, der findet im Vatikan das beste Beispiel: Als 2018 bei den Katholiken der vorhersehbar Ernstfall eintrat und sich die Veruschung des Kindesmissbrauchs zum Weltkirchen-skandal auswuchs, reagierte der Sprecher des Papstes, Greg Burke, zunächst, als gäbe es ihn nicht.

Das kam so: An einem Dienstagvormittag im August hatte der Generalstaatsanwalt von Pennsylvania, Josh Shapiro, einen ziegeldicken Bericht vorgelegt, der nicht nur den Missbrauch durch Kleriker dokumentierte, sondern vor allem das Vertuschen durch

Bischöfe. Es war die umfangreichste Beweissammlung dieser Art, die es in den USA je gab. Zwei Jahre war recherchiert worden, der Erzbischof von Washington kündigte »Erschreckendes« an, und tatsächlich hielt Shapiro eine herzerreißende Pressekonferenz ab. Aber als dann alle Journalisten nach Rom blickten, in Erwartung eines Papstwortes, war Schweigen.

Keine Reue, keine Konsequenzen. Mehr als 24 Stunden, im Internetzeitalter eine Ewigkeit, dauerte es bis zur ersten, mageren Presseerklärung des Heiligen Stuhls. Weitere vier Tage vergingen bis zum offenen Brief von Franziskus. Dass der ganz gut war, half nicht viel gegen die Vermutung der Medien, dem Papst sei

die Sache nicht wichtig, vielleicht wolle er sie gar vertuschen. Kurzum: Mit Schweigen auf einen Skandal des Verschweigens zu reagieren war keine gute Idee.

Und nun ist der dafür verantwortliche Greg Burke zurückgetreten, an Silvester, nebst Stellvertreterin und per Twitter: damit der Heilige Vater »frei« sei, ein neues Team zu berufen. Dabei steht im Februar die pressetechnisch heikelste aller Aufgaben bevor, der erste Missbrauchsgipfel eines Papstes mit allen katholischen Bischöfen der Welt. Das wirft abermals die Pennsylvania-Frage auf: Wieso? Wie konnte ein Profi das vergeigen? Denn Profi ist Burke, der von Fox News kam und nach VatiLeaks die Kommunikation in Rom

modernisieren helfen sollte, definitiv. Er wusste, dass in Pennsylvania eine Bombe platzen würde. Hat er es absichtlich ignoriert? Würde er blockiert? Und was ist jetzt der Grund seiner Fahnenflucht?

Klar ist, viele Amerikaner, in der Bischofskonferenz wie unter den Vatikan-Berichterstattern, sind offene Gegner von Franziskus. Klar ist aber auch, dass das Opus Dei, dem Burke angehört, bislang nie gegen den Reformpapst opponierte und dass Burke auf Papstgetreue loyal wirkte. Klar ist außerdem: Wer für den Vatikan mit seiner Arkanpolitik und für den gern nach Gusto redenden Franziskus Pressearbeit macht, hat Stress. Der Sprecher des Papstes bekommt oft keinen

direkten Zugang zum Chef, wenn es brennt (das war schon unter Benedikt so). Vatikaneigene Medien erhalten wichtige Papstschreiben oft erst am Tag der Veröffentlichung. Und Franziskus ist berechtigt dafür, an internen Hierarchien vorbei nach draußen zu kommunizieren – so Anfang 2018 mit seiner Entschuldigung bei den Missbrauchsoffern in Chile. Hinzu kommt, dass Burke einer neuen Gesamtabteilung für Kommunikation untersteht, die von dem Laien Paolo Ruffini geleitet wird. Vielleicht mochte Burke sich der neuen Disziplin nicht unterwerfen. Vielleicht möchte er aber auch den Kurs von Franziskus nicht mehr vertreten. Mutige Bewerber an die Front!